



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Kultur der Renaissance in Italien

Burckhardt, Jacob

Stuttgart, 1966

10. Die neulateinische Poesie

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81287](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81287)

daß die Bewegung in der Bildung durchgängig der analogen Kunstbewegung vorangeht. Im vorliegenden Fall möchte der Unterschied etwa zwei Jahrzehnte betragen, wenn man von Kardinal Hadrian von Corneto (1505?) bis auf die ersten absoluten Vitruvianer rechnet.

ZEHNTES KAPITEL

DIE NEULATEINISCHE POESIE

Der höchste Stolz des Humanisten endlich ist die neulateinische Dichtung. Soweit sie den Humanismus charakterisieren hilft, muß auch sie hier behandelt werden.

Wie vollständig sie das Vorurteil für sich hatte, wie nahe ihr der entschiedene Sieg stand, wurde oben (S. 230) dargestellt. Man darf von vornherein überzeugt sein, daß die geistvollste und meistentwickelte Nation der damaligen Welt nicht aus bloßer Torheit, nicht ohne etwas Bedeutendes zu wollen, in der Poesie auf eine Sprache verzichtete, wie die italienische ist. Eine übermächtige Tatsache muß sie dazu bestimmt haben.

Dies war die Bewunderung des Altertums. Wie jede echte, rückhaltlose Bewunderung erzeugte sie notwendig die Nachahmung. Auch in andern Zeiten und bei andern Völkern finden sich eine Menge vereinzelter Versuche nach diesem nämlichen Ziele hin, nur in Italien aber waren die beiden Hauptbedingungen der Fortdauer und Weiterbildung für die neulateinische Poesie vorhanden: ein allseitiges Entgegenkommen bei den Gebildeten der Nation und ein teilweises Wiedererwachen des antiken italischen Genius in den Dichtern selbst, ein wundersames Weiterklingen eines uralten Saitenspiels. Das Beste, was so entsteht, ist nicht mehr Nachahmung, sondern eigene freie Schöpfung. Wer in den Künsten keine abgeleiteten Formen vertragen kann, wer entweder schon das Altertum selber nicht schätzt oder es im Gegenteil für magisch unnahbar und unnachahmlich hält, wer endlich gegen Verstöße keine Nachsicht übt bei Dichtern, welche z. B. eine Menge

Silbenquantitäten neu entdecken oder erraten mußten, der lasse diese Literatur beiseite. Ihre schönern Werke sind nicht geschaffen, um irgendeiner absoluten Kritik zu trotzen, sondern um den Dichter und viele Tausende seiner Zeitgenossen zu erfreuen¹.

Am wenigsten Glück hatte man mit dem Epos aus Geschichten und Sagen des Altertums. Die wesentlichen Bedingungen einer lebendigen epischen Poesie werden bekanntlich nicht einmal den römischen Vorbildern, ja außer Homer nicht einmal den Griechen zuerkannt; wie hätten sie sich bei den Lateinern der Renaissance finden sollen. Indes möchte doch die *Africa* des Petrarca im ganzen so viele und so begeisterte Leser und Hörer gefunden haben als irgendein Epos der neuern Zeit. Absicht und Entstehung des Gedichtes sind nicht ohne Interesse. Das 14. Jahrhundert erkannte mit ganz richtigem Gefühl in der Zeit des zweiten punischen Krieges die Sonnenhöhe des Römertums, und diese wollte und mußte Petrarca behandeln. Wäre Silius Italicus schon entdeckt gewesen, so hätte er vielleicht einen andern Stoff gewählt; in dessen Ermangelung aber lag die Verherrlichung des ältern Scipio Africanus dem 14. Jahrhundert so nahe, daß schon ein anderer Dichter, Zanobi di Strada, sich diese Aufgabe gestellt hatte; nur aus Hochachtung für Petrarca zog er sein bereits vorgerücktes Gedicht zurück². Wenn es irgendeine Berechtigung für die *Africa* gab, so lag sie darin, daß sich damals und später jedermann für Scipio interessierte, als lebte er noch, daß er vielen für größer galt als Alexander, Pompejus und Cäsar³. Wie viele neuere Epopöen haben sich eines für ihre Zeit so populären, im Grunde

¹ Für das Folgende s. die *Deliciae poetarum italor.*, Paul. Jovius *Elogia*. — Lil. Greg. Gyrardus, *De poetis nostri temporis*. — Die Beilagen zu Roscoe, Leone X, ed. Bossi.

² Filippo Villani, *Vitae*, ed. Galetti S. 16.

³ Franc. Aleardi *oratio in laudem Franc. Sfortiae* bei Murat. XXV, Col. 384. — Bei der Parallele zwischen Scipio und Cäsar war Guarino für den letztern, Poggio (*Opera*, fol. 125. 134 f.) für erstern als für den größten. — Scipio und Hannibal in den Miniaturen des Attavante, s. Vasari, B. II, 523 f., *Vita di Giovanni di Fiesole*. Die Namen beider für Piccinino und Sforza gebraucht, oben S. 74.

historischen und dennoch für die Anschauung mythischen Gegenstandes zu rühmen? An sich ist das Gedicht jetzt freilich ganz unlesbar. Für andere historische Sujets müssen wir auf die Literaturgeschichten verweisen.

Reicher und ausgiebiger war schon das Weiterdichten am antiken Mythos, das Ausfüllen der poetischen Lücken in demselben. Hier griff auch die italienische Dichtung früh ein, schon mit der Teseide des Boccaccio, welche als dessen bestes poetisches Werk gilt. Lateinisch dichtete Maffeo Vegio unter Martin V. ein dreizehntes Buch zur Aeneide; dann finden sich eine Anzahl kleinerer Versuche, zumal in der Art des Claudian, eine Meleagris, eine Hesperis usw. Das merkwürdigste aber sind die neu ersonnenen Mythen, welche die schönsten Gegenden Italiens mit einer Urbevölkerung von Göttern, Nymphen, Genien und auch Hirten erfüllen, wie denn überhaupt hier das Epische und das Bucolische nicht mehr zu trennen sind. Daß in den bald erzählenden, bald dialogischen Eklogen seit Petrarca das Hirtenleben schon beinahe völlig¹ konventionell, als Hülle beliebiger Phantasien und Gefühle behandelt ist, wird bei späterm Anlaß wieder hervorzuheben sein; hier handelt es sich nur um die neuen Mythen. Deutlicher als sonst irgendwo verrät es sich hier, daß die alten Götter in der Renaissance eine doppelte Bedeutung haben; einerseits ersetzen sie allerdings die allgemeinen Begriffe und machen die allegorischen Figuren unnötig, zugleich aber sind sie auch ein freies, selbständiges Element der Poesie, ein Stück neutrale Schönheit, welches jeder Dichtung beigemischt und stets neu kombiniert werden kann. Keck voran ging Boccaccio mit seiner imaginären Götter- und Hirtenwelt der Umgebung von Florenz, in seinem *Ninfale d'Ameto* und *Ninfale Fiesolano*, welche italienisch gedichtet sind. Das Meisterwerk aber möchte wohl die *Sarca* des Pietro Bembo² sein: die Werbung des Flußgottes jenes Namens

¹ Die glänzenden Ausnahmen, wo das Landleben realistisch behandelt auftritt, sind unten zu erwähnen.

² Abgedruckt bei Mai, *Spicilegium romanum*, vol. VIII, S. 488—504. (Gegen 500 Hexameter stark.) [Die Echtheit dieser von Bembo

um die Nymphe Garda, das prächtige Hochzeitsmahl in einer Höhle am Monte Baldo, die Weissagungen der Manto, Tochter des Tiresias, von der Geburt des Kindes Mincius, von der Gründung Mantuas und vom künftigen Ruhme des Virgil, der als Sohn des Mincius und der Nymphe von Andes, Maja, geboren werden wird. Zu diesem stattlichen humanistischen Rokoko fand Bembo sehr schöne Verse und eine Schlußanrede an Virgil, um welche ihn jeder Dichter beneiden kann. Man pflegt dergleichen als bloße Deklamation gering zu achten, worüber, als eine Geschmackssache, mit niemandem zu rechten ist.

Ferner entstanden umfangreiche epische Gedichte biblischen und kirchlichen Inhalts in Hexametern. Nicht immer bezweckten die Verfasser damit eine kirchliche Beförderung oder die Erwerbung päpstlicher Gunst; bei den besten, und auch bei ungeschicktern wie Battista Mantovano, dem Verfasser der *Parthenice*, wird man ein ganz ehrliches Verlangen voraussetzen dürfen, mit ihrer gelehrten lateinischen Poesie dem Heiligen zu dienen, womit freilich ihre halbheidnische Auffassung des Katholizismus nur zu wohl zusammenstimmte. Gyraldus zählt ihrer eine Anzahl auf, unter welchen Vida mit seiner *Christiade*, Sannazaro mit seinen drei Gesängen „*De partu Virginis*“ in erster Reihe stehen.

Sannazaro imponiert durch den gleichmäßigen gewaltigen Fluß, in welchen er Heidnisches und Christliches ungescheut zusammendrängt, durch die plastische Kraft der Schilderung, durch die vollkommen schöne Arbeit. Er hatte sich nicht vor der Vergleichen zu fürchten, als er die Verse von Virgils vierter Ekloge in den Gesang der Hirten an der Krippe verflocht. Im Gebiet des Jenseitigen hat er da und dort einen Zug dantesker Kühnheit, wie z. B. König David im Limbus der Patriarchen

nirgends erwähnten Dichtung ist bezweifelt.] Pierio Valeriano dichtete an dem Mythos weiter; sein *Carpio* in den *Deliciae poet. ital.* [auch in den kleinern Schriften des P.V., Köln 1811 S. 42—46]. — Die Fresken des Brusasorci am Pal. Murari zu Verona stellen den Inhalt der *Sarca* vor.

sich zu Gesang und Weissagung erhebt, oder wie der Ewige thronend in seinem Mantel, der von Bildern alles elementaren Daseins schimmert, die himmlischen Geister anredet. Andere Male bringt er unbedenklich die alte Mythologie mit seinem Gegenstande in Verbindung, ohne doch eigentlich barock zu erscheinen, weil er die Heidengötter nur gleichsam als Einrahmung benutzt, ihnen keine Hauptrollen zuteilt. Wer das künstlerische Vermögen jener Zeit in seinem vollen Umfange kennenlernen will, darf sich gegen ein Werk wie dieses nicht abschließen. Sannazaros Verdienst erscheint um so viel größer, als sonst die Vermischung von Christlichem und Heidnischem in der Poesie viel leichter stört als in der bildenden Kunst; letztere kann das Auge dabei beständig durch irgendeine bestimmte, greifbare Schönheit schadlos halten und ist überhaupt von der Sachbedeutung ihrer Gegenstände viel unabhängiger als die Poesie, indem die Einbildungskraft bei ihr eher an der Form, bei der Poesie eher an der Sache weiterspinnt.

Der gute Battista Mantovano in seinem Festkalender¹ hatte einen andern Ausweg versucht; statt Götter und Halbgötter der heiligen Geschichte dienen zu lassen, bringt er sie, wie die Kirchenväter taten, in Gegensatz zu derselben; während der Engel Gabriel zu Nazareth die Jungfrau grüßt, ist ihm Merkur vom Carmel her nachgeschwebt und lauscht nun an der Pforte; dann berichtet er das Gehörte den versammelten Göttern und bewegt sie damit zu den äußersten Entschlüssen. Andere Male² freilich müssen bei ihm Thetis, Ceres, Aeolus usw. wieder der Madonna und ihrer Herrlichkeit gutwillig untertan sein.

Sannazaros Ruhm, die Menge seiner Nachahmer, die begeisterte Huldigung der Größten jener Zeit — dies alles zeigt, wie sehr er seinem Jahrhundert nötig und wert war. Für die Kirche beim Beginn der Reformation löste er das Problem: völlig klassisch und doch christlich zu dichten, und Leo sowohl als Clemens sagten ihm lauten Dank dafür.

¹ De sacris diebus.

² Z. B. in seiner achten Ekloge.

Endlich wurde in Hexametern oder Distichen auch die Zeitgeschichte behandelt, bald mehr erzählend, bald mehr panegyrisch, in der Regel aber zu Ehren eines Fürsten oder Fürstenhauses. So entstand eine Sforzias, eine Borseis, eine Borgias, eine Triultias usw., freilich mit ganzlichem Verfehlen des Zweckes; denn wer irgend berühmt und unsterblich geblieben ist, der blieb es nicht durch diese Art von Gedichten, gegen welche die Welt einen unverilgbaren Widerwillen hat, selbst wenn sich gute Dichter dazu hergeben. Ganz anders wirken kleinere, genreartig und ohne Pathos ausgeführte Einzelbilder aus dem Leben der berühmten Männer, wie z. B. das schöne Gedicht von Leos X. Jagd bei Palo¹ oder die „Reise Julius' II.“ von Hadrian von Corneto (S. 111). Glänzende Jagdschilderungen jener Art gibt es auch von Ercole Strozza, von dem eben genannten Hadrian u. a. m., und es ist schade, wenn sich der moderne Leser durch die zugrunde liegende Schmeichelei abschrecken oder erzürnen läßt. Die Meisterschaft der Behandlung und der bisweilen nicht unbedeutende geschichtliche Wert sichern diesen anmutigen Dichtungen ein längeres Fortleben, als manche jetzt namhafte Poesien unserer Zeit haben dürften.

Im ganzen sind diese Sachen immer um so viel besser, je mäßiger die Einmischung des Pathetischen und Allgemeinen ist. Es gibt einzelne kleinere epische Dichtungen von berühmten Meistern, die durch barockes mythologisches Dreinfahren unbewußt einen unbeschreiblich komischen Eindruck hervorbringen. So das Trauergedicht des Ercole Strozza² auf Cesare Borgia (o. S. 105). Man hört die klagende Rede der Roma, welche all ihre Hoffnung auf die spanischen Päpste Calixt III. und Alexander VI. gesetzt hatte und dann Cesare für den Verheißenen hielt, dessen Geschichte durchgegangen wird bis zur Katastrophe

¹ Roscoe, Leone X, ed. Bossi VIII, 184; sowie noch ein Gedicht ähnlichen Stils XII, 130. — Wie nahe steht schon Angilberts Gedicht vom Hofe Karls des Großen dieser Renaissance! Vgl. Pertz, Monum. Germ. hist. II.

² Strozzi poetae S. 31 f., Caesaris Borgiae ducis epicedium.

des Jahres 1503. Dann fragt der Dichter die Muse, welches in jenem Augenblick¹ die Ratschlüsse der Götter gewesen, und Erato erzählt: auf dem Olymp nahmen Pallas für die Spanier, Venus für die Italiener Partei; beide umfaßten Jupiters Knie, worauf er sie küßte, begütigte und sich ausredete, er vermöge nichts gegen das von den Parzen gesponnene Schicksal, die Götterverheißungen würden sich aber erfüllen durch das Kind vom Hause Este-Borgia²; nachdem er die abenteuerliche Ur-geschichte beider Familien erzählt, beteuert er, dem Cesare so wenig die Unvergänglichkeit schenken zu können als einst — trotz großer Fürbitten — einem Memnon oder Achill; endlich schließt er mit dem Troste, Cesare werde vorher noch im Krieg viele Leute umbringen. Nun geht Mars nach Neapel und bereitet Krieg und Streit, Pallas aber eilt nach Nepi und erscheint dort dem kranken Cesare unter der Gestalt Alexanders VI.; nach einigen Vermahnungen, sich zu schicken und sich mit dem Ruhme seines Namens zu begnügen, verschwindet die päpstliche Göttin „wie ein Vogel“.

Man verzichtet indes unnützerweise auf einen bisweilen großen Genuß, wenn man alles perhorresziert, worein antike Mythologie wohl oder übel verwoben ist; bisweilen hat die Kunst diesen an sich konventionellen Bestandteil so sehr geadelt als in Malerei und Skulptur. Auch fehlt es sogar für den Liebhaber nicht an Anfängen der Parodie (o. S. 147 f.), z. B. in der Macaroneide, wozu dann das komische Götterfest des Giovanni Bellini bereits eine Parallele bildet.

Manche erzählende Gedichte in Hexametern sind auch bloße Exerzitien oder Bearbeitungen von Relationen in Prosa, welche letztere der Leser vorziehen wird, wo er sie findet. Am Ende wurde bekanntlich alles, jede Fehde und jede Zeremonie, besungen, auch von den deutschen

¹ Pontificem addiderat, flammis lustralibus omnis Corporis ablutum labes Diis Jupiter ipsis etc.

² Es ist der spätere Ercole II. von Ferrara, geb. 4. April 1508, wahrscheinlich kurz vor oder nach Abfassung dieses Gedichts. *Nascere magne puer matri expectate patrique*, heißt es gegen Ende.

Humanisten der Reformationszeit. Indes würde man Unrecht tun, dies bloß dem Müßiggang und der über- großen Leichtigkeit im Versemachen zuzuschreiben. Bei den Italienern wenigstens ist es ein ganz entschiedener Überschuß an Stilgefühl, wie die gleichzeitige Masse von italienischen Berichten, Geschichtsdarstellungen und selbst Pamphleten in Terzinen beweist. So gut Niccolò da Uzzano sein Plakat mit einer neuen Staatsverfassung, Machiavelli seine Übersicht der Zeitgeschichte, ein dritter das Leben Savonarolas, ein vierter die Belagerung von Piombino durch Alfons den Großen¹ usw., in diese schwierige italienische Versart gossen, um eindringlicher zu wirken, ebenso mochten viele andere für ihr Publikum des Hexameters bedürfen, um es zu fesseln. Was man in dieser Form vertragen konnte und begehrte, zeigt am besten die didaktische Poesie. Diese nimmt im 16. Jahrhundert einen ganz erstaunlichen Aufschwung, um das Gold- machen, das Schachspiel, die Seidenzucht, die Astronomie, die venerische Seuche u. dgl. in lateinischen Hexametern zu besingen, wozu noch mehrere umfassende italienische Dichtungen kommen. Man pflegt dergleichen heutzutage ungelesen zu verdammen, und inwiefern diese Lehr- gedichte wirklich lesenswert sind, wüßten auch wir nicht zu sagen. Eins nur ist gewiß, daß Epochen, die der unsrigen an Schönheitssinn unendlich überlegen waren, daß die spätgriechische und die römische Welt und die Renaissance die betreffende Gattung von Poesie nicht entbehren konnten. Man mag dagegen einwenden, daß heute nicht der Mangel an Schönheitssinn, sondern der größere Ernst und die universalistische Behandlung alles Lehrenswerten die poetische Form ausschließen, was wir auf sich beruhen lassen.

Eines dieser didaktischen Werke wird noch jetzt hier und da wieder aufgelegt: der Zodiacus des Lebens, von Mar-

¹ Uzzano s. Arch. stor. ital. IV, I, 296. — Machiavelli, I Decenali. — Savonarolas Geschichte unter dem Titel: Cedrus Libani von Fra Benedetto. — Assedio di Piombino bei Murat. XXV. — Hierzu als Parallele der Teuerdank und andere damalige Reimwerke des Nordens.

cellus Palingenius, einem ferraresischen Kryptoprotestanten. An die höchsten Fragen von Gott, Tugend und Unsterblichkeit knüpft der Verfasser die Besprechung vieler Verhältnisse des äußern Lebens und ist von dieser Seite auch eine nicht zu verachtende sittengeschichtliche Autorität. Im wesentlichen jedoch geht sein Gedicht schon aus dem Rahmen der Renaissance heraus, wie denn auch, seinem ernsten Lehrzweck gemäß, bereits die Allegorie der Mythologie den Rang abläuft.

Weit am nächsten kam aber der Poet-Philolog dem Altertum in der Lyrik, und zwar speziell in der Elegie; außerdem noch im Epigramm.

In der leichtern Gattung übte Catull eine wahrhaft faszinierende Wirkung auf die Italiener aus. Manches elegante lateinische Madrigal, manche kleine Invektive, manches boshafte Billett ist reine Umschreibung nach ihm; dann werden verstorbene Hündchen, Papageien usw. beklagt ohne ein Wort aus dem Gedicht von Lesbiens Sperling und doch in völliger Abhängigkeit von dessen Gedankengang. Indes gibt es kleine Gedichte dieser Art, welche auch den Kenner über ihr wahres Alter täuschen können, wenn nicht ein sachlicher Bezug klar auf das 15. oder 16. Jahrhundert hinweist.

Dagegen möchte von Oden des sapphischen, alkäischen usw. Versmaßes kaum eine zu finden sein, welche nicht irgendwie ihren modernen Ursprung deutlich verriete. Dies geschieht meist durch eine rhetorische Redseligkeit, welche im Altertum erst etwa dem Statius eigen ist, durch einen auffallenden Mangel an lyrischer Konzentration, wie diese Gattung sie durchaus verlangt. Einzelne Partien einer Ode, zwei oder drei Strophen zusammen, sehen wohl etwa wie ein antikes Fragment aus; ein längeres Ganzes hält diese Farbe selten fest. Und wo dies der Fall ist, wie z. B. in der schönen Ode an Venus von Andrea Navagero, da erkennt man leicht eine bloße Umschreibung nach antiken Meisterwerken¹. Einige Odendichter bemächtigten sich des Heiligenkultes und bilden ihre In-

¹ Hier nach dem Eingang des Lucretius und nach Horat., Od. IV, I.

vokationen sehr geschmackvoll den horazischen und catullischen Oden analogen Inhaltes nach. So Navagero in der Ode an den Erzengel Gabriel, so besonders Sannazaro, der in der Substituierung einer heidnischen Andacht sehr weit geht. Er feiert vorzüglich seinen Namensheiligen¹, dessen Kapelle zu seiner herrlich gelegenen kleinen Villa am Gestade des Posilipp gehörte, „dort, wo die Meereswoge den Felsquell wegschlürft und an die Mauer des kleinen Heiligtums anschlägt“. Seine Freude ist das alljährliche St. Nazariusfest; das Laubwerk und die Girlanden, mit denen das Kirchlein zumal an diesem Tage geschmückt wird, erscheinen ihm als Opfergaben. Auch fern auf der Flucht, mit dem verjagten Federigo von Aragon, zu St. Nazaire an der Loiremündung, bringt er voll tiefen Herzeleids seinem Heiligen am Namenstage Kränze von Buchs und Eichenlaub; er gedenkt früherer Jahre, da die jungen Leute des ganzen Posilipp zu seinem Feste gefahren kamen auf bekränzten Nachen, und fleht um Heimkehr².

Täuschend antik erscheint vorzüglich eine Anzahl Gedichte in elegischem Versmaß oder auch bloß in Hexametern, deren Inhalt von der eigentlichen Elegie bis zum Epigramm herabreicht. So wie die Humanisten mit dem Text der römischen Elegiker am allerfreiesten umgingen, so fühlten sie sich denselben auch in der Nachbildung am meisten gewachsen. Navageros Elegie an die Nacht ist so wenig frei von Reminiszenzen aus jenen Vorbildern als irgendein Gedicht dieser Art und Zeit, aber dabei vom schönsten antiken Klang. Überhaupt sorgt Navagero³ immer zuerst für einen echt poetischen Inhalt, den er dann

¹ Das Hereinziehen eines Schutzheiligen in ein wesentlich heidnisches Beginnen haben wir S. 54 f. schon bei einem ernstern Anlaß kennengelernt.

² Sit satis ventos tolerasse et imbres
Ac minas fatorum hominumque fraudes
Da Pater tecto salientem avito
Cernere fumum!

³ Andr. Naugerii orationes duae carminaque aliquot, Venet. 1530 in 4. Die wenigen Carmina auch größtenteils oder vollständig in den Deliciae.

nicht knechtisch, sondern mit meisterhafter Freiheit im Stil der Anthologie, des Ovid, des Catull, auch der virgilischen Eklogen, wiedergibt; die Mythologie braucht er nur äußerst mäßig, etwa um in einem Gebet an Ceres und andere ländliche Gottheiten das Bild des einfachsten Daseins zu entwickeln. Einen Gruß an die Heimat, bei der Rückkehr von seiner Gesandtschaft in Spanien, hat er nur angefangen; es hätte wohl ein Ganzes werden können, wie „*Bella Italia, amate sponde*“ von Vincenzo Monti, wenn der Rest diesem Anfang entsprach:

Salve cura Deum, mundi felicior ora,
Formosae Veneris dulces salvete recessus;
Ut vos post tantos animi mentisque labores
Aspicio lustraque libens, ut munere vestro
Sollicitas toto depello e pectore curas!

Die elegische oder hexametrische Form wird ein Gefäß für jeden höhern pathetischen Inhalt, und die edelste patriotische Aufregung (S. 111, die Elegie an Julius II.) wie die pomphafteste Vergötterung der Herrschenden sucht hier ihren Ausdruck¹, aber auch die zarteste Melancholie eines Tibull. Francesco Maria Molza, der in seiner Schmeichelei gegen Clemens VII. und die Farnesen mit Statius und Martius wetteifert, hat in einer Elegie „an die Genossen“, vom Krankenlager so schöne und echt antike Grabgedanken als irgendeiner der Alten, und dies ohne Wesentliches von letzteren zu entlehnen. Am vollständigsten hat übrigens Sannazaro Wesen und Umfang der römischen Elegie erkannt und nachgebildet, und von keinem andern gibt es wohl eine so große Anzahl guter und verschiedenartiger Gedichte dieser Form. — Einzelne Elegien werden noch hier und da um ihres Sachinhaltes willen zu erwähnen sein.

Endlich war das lateinische Epigramm in jenen Zeiten eine ernsthafte Angelegenheit, indem ein paar gut gebil-

¹ Was man Leo X. bieten durfte, zeigt das Gebet des Guido Postumo Silvestri an Christus, Maria und alle Heiligen, sie möchten der Menschheit dieses numen noch lange lassen, da sie ja im Himmel ihrer genug seien. Abgedruckt bei Roscoe, Leone X, ed. Bossi V. 237.

dete Zeilen eingemeißelt an einem Denkmal oder von Mund zu Munde mit Gelächter mitgeteilt, den Ruhm eines Gelehrten begründen konnten. Ein Anspruch dieser Art meldet sich schon früh; als verlautete, Guido da Polenta wolle Dantes Grab mit einem Denkmal schmücken, liefen von allen Enden Grabschriften ein¹ „von solchen, die sich zeigen oder auch den toten Dichter ehren oder die Gunst der Polenta erwerben wollten“. Am Grabmal des Erzbischofs Giovanni Visconti († 1354) im Dom von Mailand liest man unter 36 Hexametern: „Herr Gabrius di Zamoreis aus Parma, Doktor der Rechte, hat diese Verse gemacht.“ Allmählich bildete sich, hauptsächlich unter dem Einfluß Martials, auch Catulls, eine ausgedehnte Literatur dieses Zweiges; der höchste Triumph war, wenn ein Epigramm für antik, für abgeschrieben von einem alten Stein, galt², oder wenn es so vortrefflich erschien, daß ganz Italien es auswendig wußte, wie z. B. einige des Bembo. Wenn der Staat Venedig an Sannazaro für seinen Lobspruch in drei Distichen 600 Dukaten Honorar bezahlte, so war dies nicht etwa eine generöse Verschwendung, sondern man würdigte das Epigramm als das, was es für alle Gebildeten jener Zeit war: als die konzentrierteste Form des Ruhmes. Niemand hinwiederum war damals so mächtig, daß ihm nicht ein witziges Epigramm hätte unangenehm werden können, und auch die Großen selber bedurften für jede Inschrift, welche sie setzten, sorgfältigen und gelehrten Beirats, denn lächerliche Epitaphien z. B. liefen Gefahr, in Sammlungen zum Zweck der Erheiterung aufgenommen zu werden³. Epigraphik und Epigrammatik reichten einander die Hand; erstere beruhte auf dem eifrigsten Studium der antiken Steininschriften. Die Stadt der Epigramme und der Inskriptionen in vorzugsweisem Sinne war und blieb Rom. In diesem Staate ohne Erblichkeit mußte jeder für seine Verewigung sel-

¹ Boccaccio, Vita di Dante S. 36.

² Sannazaro spottet über einen, der ihm mit solchen Fälschungen lästig fiel: *Sint vetera haec aliis, mi nova semper erunt* [ad Rufum, Opera 1535 S. 41a].

³ Lettere di principi I, 88. 91.

ber sorgen; zugleich war das kurze Spottgedicht eine Waffe gegen die Mittemporstrebenden. Schon Pius II. zählt mit Wohlgefallen die Distichen auf, welche sein Hauptdichter Campanus bei jedem irgend geeigneten Momente seiner Regierung ausarbeitete. Unter den folgenden Päpsten blühte dann das satirische Epigramm und erreichte gegenüber von Alexander VI. und den Seinigen die volle Höhe des skandalösen Trotzes. Sannazaro dichtete die seinigen allerdings in einer relativ gesicherten Lage; andere aber wagten in der Nähe des Hofes das Gefährlichste (S. 104). Auf acht drohende Distichen hin, die man an der Pforte der Bibliothek angeschlagen fand, ließ einst Alexander die Garde um 800 Mann verstärken¹; man kann sich denken, wie er gegen den Dichter würde verfahren sein, wenn derselbe sich hätte erwischen lassen. — Unter Leo X. waren lateinische Epigramme das tägliche Brot; für die Verherrlichung wie für die Verlästerung des Papstes, für die Züchtigung genannter wie ungenannter Feinde und Schlachtopfer; für wirkliche wie für fingierte Gegenstände des Witzes, der Bosheit, der Trauer, der Kontemplation gab es keine passendere Form. Damals strengten sich für die berühmte Gruppe der Mutter Gottes mit der hl. Anna und dem Kinde, welche Andrea Sansovino für S. Agostino meißelte, nicht weniger als hundertzwanzig Personen in lateinischen Versen an, freilich nicht so sehr aus Andacht, als dem Besteller des Werkes zuliebe². Dieser, Johann Goritz aus

¹ Malipiero, *Ann. veneti*, Arch. stor. VII, 1 S. 508. Am Ende heißt es mit Bezug auf den Stier als Wappentier der Borgia: *Merge, Tiber, vitulos animosos ultor in undas; Bos cadat inferno victima magna Jovi!*

² Über diese ganze Angelegenheit s. Roscoe, *Leone X*, ed. Bossi VII, 211; VIII, 214 ff. Die gedruckte, jetzt seltene Sammlung dieser „Coryciana“ vom Jahre 1524 enthält nur die lateinischen Gedichte; Vasari sah bei den Augustinern noch ein besonderes Buch, worin sich auch Sonette usw. befanden. Das Anheften von Gedichten wurde so ansteckend, daß man die Gruppe durch ein Gitter abschließen, ja unsichtbar machen mußte. Die Umdeutung von Goritz in einen Corycius senex ist aus Virgil, *Georgica* IV, 127. Das kummervolle Ende des Mannes nach dem Sacco di Roma s. bei Pierio Valeriano, *De infelicitate* lit. [ed. Mencken S. 369 ff.].

Luxemburg, päpstlicher Supplikenreferendar, ließ nämlich am St. Annenfeste nicht bloß etwa Gottesdienst halten, sondern er gab ein großes Literatenbankett in seinen Gärten am Abhang des Kapitols. Damals lohnte es sich auch der Mühe, die ganze Poetenschar, welche an Leos Hofe ihr Glück suchte, in einem eigenen großen Gedicht „de poetis urbanis“ zu mustern, wie Franc. Arsillus tat¹, ein Mann, der kein päpstliches oder anderes Mäzenat brauchte und sich seine freie Zunge auch gegen die Kollegen vorbehielt. — Über Paul III. herab reicht das Epigramm nur noch in vereinzelter Nachklängen, die Epigraphik dagegen blüht länger und unterliegt erst im 17. Jahrhundert völlig dem Schwulst.

Auch in Venedig hat sie ihre besondere Geschichte, die wir mit Hilfe von Francesco Sansovinos „Venezia“ verfolgen können. Eine stehende Aufgabe bildeten die Mottos (Brievi) auf den Dogenbildnissen des großen Saales im Dogenpalast, zwei bis vier Hexameter, welche das Wesentliche aus der Amtsführung des Betreffenden enthalten². Dann hatten die Dogengräber des 14. Jahrhunderts lakonische Prosainschriften, welche nur Tatsachen enthielten, und daneben schwülstige Hexameter oder leoninische Verse. Im 15. Jahrhundert steigt die Sorgfalt des Stiles; im 16. erreicht sie ihre Höhe, und bald beginnt die unnütze Antithese, die Prosopopöe, das Pathos, das Prinzipienlob, mit einem Worte: der Schwulst. Ziemlich oft wird gestichelt und verdeckter Tadel gegen andere durch direktes Lob des Verstorbenen ausgedrückt. Ganz spät kommen dann wieder ein paar absichtlich einfache Epitaphien.

Architektur und Ornamentik waren auf das Anbringen von Inschriften — oft in vielfacher Wiederholung — vollkommen eingerichtet, während z. B. das Gotische des

¹ Abgedruckt in den Beilagen zu Roscoe, Leone X, und in den Deliciae. Vgl. Paulus Jovius Elogia, bei Anlaß des Arsyllus. Ferner für die große Zahl der Epigrammatiker Lil. Greg. Gyrardus a. a. O. Eine der schlimmsten Federn war Marcantonio Casanova. — Von den weniger bekannten ist Joh. Thomas Musconius (s. die Deliciae) auszuzeichnen.

² Marin Sanudo in den Vite de' duchi di Venezia (Murat. XXII) teilt sie regelmäßig mit.

Nordens nur mit Mühe einen zweckmäßigen Platz für eine Inschrift schafft und sie an Grabmälern z. B. gerne den bedrohtesten Stellen, den Rändern, zuweist.

Durch das bisher Gesagte glauben wir nun keineswegs den Leser von dem eigentümlichen Werte dieser lateinischen Poesie der Italiener überzeugt zu haben. Es handelte sich nur darum, die kulturgeschichtliche Stellung und Notwendigkeit anzudeuten. Schon damals entstand¹ übrigens ein Zerrbild davon: die sogenannte macaroneische Poesie, deren Hauptwerk, das *Opus macaronicorum*, von Merlinus Coccaius (d. h. Teofilo Folengo von Mantua) gedichtet ist. Vom Inhalt wird noch hie und da die Rede sein; was die Form betrifft — Hexameter und andere Verse gemischt aus lateinischen und italienischen Wörtern mit lateinischen Endungen —, so liegt das Komische derselben wesentlich darin, daß sich diese Mischungen wie lauter *Lapsus linguae* anhören, wie das Sprudeln eines übereifrigen lateinischen Improvisators. Nachahmungen aus Deutsch und Latein geben hiervon keine Ahnung.

ELFTES KAPITEL

STURZ DER HUMANISTEN IM 16. JAHRHUNDERT

Nachdem mehrere glänzende Generationen von Poetenphilologen seit Anfang des 14. Jahrhunderts Italien und die Welt mit dem Kultus des Altertums erfüllt, die Bildung und Erziehung wesentlich bestimmt, oft auch das Staatswesen geleitet und die antike Literatur nach Kräften reproduziert hatten, fiel mit dem 16. Jahrhundert die ganze Menschenklasse in einen lauten und allgemeinen Mißkredit, zu einer Zeit, da man ihre Lehre und ihr Wissen noch durchaus nicht völlig entbehren wollte. Man redet, schreibt und dichtet noch fortwährend wie sie, aber per-

¹ Scardeonius, *De urb. Patav. antiq.* bei Graevius *Thes.* VI, III, Col. 270, nennt als den eigentlichen Erfinder den Tifi, eig. Michael Odasio von Padua, † 1492. Gemischte Verse aus Latein und den Landessprachen gibt es aber schon viel früher allenthalben.